

Er paßte nirgendwo ganz hinein

Rudolf Augstein zum Tod des SPD-Politikers Herbert Wehner

Wie groß ein Baum war, läßt sich erst messen, wenn er gefällt ist.

INDIANER-SPRICHWORT

Hören wir doch endlich auf, diese großen Männer zu kritisieren. Wenn nur ein Tütelchen an dem fehlte, was sie gemacht haben, würde auch gleich alles fehlen, wofür wir sie am meisten bewundern.

DER ARZT JOHANN GEORG ZIMMERMANN AN CHARLOTTE VON STEIN ÜBER DEN 26JÄHRIGEN GOETHE

Wenn ein Groser Mensch ein dunckel Eck hat dann ists recht dunckel!

DER 32JÄHRIGE GOETHE ÜBER SEINEN FREUND LAVATER

Sein hervorstechendster Zug war Bitterkeit, eingehüllt jeweils in die Mäntel des Sarkasmus, der Ironie, des ätzenden und des poltrigen Zorns. Seine fürchterlichste Waffe war das beharrliche, das absichtliche, das bewußte Schweigen, eine psychische Folter von „Totschweigen“. Er konnte Leute an die Wand und aus dem Hause schweigen.

Er hat in seinen 83 Jahren mehr erlebt als irgendeiner von den wichtigen deutschen Nachkriegspolitikern, und er konnte erzählen wie kein anderer. Man wurde niemals müde, ihm zuzuhören, vielleicht hat Karl Garbe ihm deshalb den Kosenamen „Onkel“ angehängt. „Onkelogie“ wurde eine Wissenschaft.

Seine Angehörigen und seine Klienten wissen zu berichten, er sei zärtlich gewesen, und auch unsereiner bekam in seltenen Augenblicken davon etwas ab. Sentimentalität, er konnte sie sich leisten, sogar Selbstmitleid. Mich hat er mit der öffentlich-rechtlichen Anerkennung geehrt, er habe mich „negligiert“ – seine ihm eigene Art, sich die Handlungen eines anderen zu erklären. Wurde ich „negligiert“: Hatte ich mich dann vorher und bis dahin im Gnadenzustand des „Nicht-Negligiertwerdens“ befunden?

Er steht in dem Ruf, vielen Menschen geholfen zu haben, und das ist die Wahrheit. „Helfen“ betrachtete er als das Schlüssel-



Sozialdemokrat Wehner: „Ich hätte noch warten können“

wort seiner Nachkriegszeit: Man scheut bei ihm das Wort „Karriere“. Seinen ihm bedingungslos ergebenen Gefolgsleuten bewahrte er die Treue fast bedingungslos.

Aber niemand sonst hat politischen Undank so handfest demonstriert, auch Adenauer nicht. Dank in der Politik, das durfte nicht sein, das war gewissermaßen unsittlich: Lücke, Guttenberg, Ahlers, Wolfgang Döring, viele haben es erfahren.

Niemand seit Kurt Schumacher war so beliebt bei den kleinen Funktionären der Partei, die in ihm den unbestechlichen, harten, selbstlosen Arbeiter sahen. Aber nie hätte die SPD den Kanzler gestellt, bis heute nicht, hätte sie sich auf ihn als ihren Kandidaten festgelegt, nie hätte sie Wahlen mit Herbert Wehner gewonnen.

Politisch Lied, das war bei ihm ein grobes, ein garstig Lied. Politisch zu denken, zu reden, zu schreiben, zu handeln und nur und immer wieder politisch, daraus bestand sein Leben. Auf ihn trifft der schöne Vergleich zu, den Bismarck zu Recht auf sich anwandte: Jedes andere Steckenpferd sei von der Politik verschlungen worden wie die kleinen Forellen von den großen.

Wo ist er geblieben, der junge Musical-Anarchist, der sieben Instrumente spielte; der Fußballer, dessen Stirn vom Köpfen geformt war; der Mann ohne Kinder, der zum Schluß seine Stieftochter heiratete? Wo der gesellige Mensch, der seinem Gast nur einfache, aber die beste Kost vorsetzte, selbst zuckerkrank? Was ihm blieb, war nur noch das Gärtnern: „Gemüse, wunderbare Himbeeren, Johannisbeeren und Obstbäume.“

Die beiden politisch substanzreichsten Politiker unserer Nachkriegszeit, Konrad Adenauer, auch er ein Gartenliebhaber, und Herbert Wehner, diese beiden mit dem höchsten spezifischen Gewicht, der dichtesten Dichte im politischen Wollen, sie waren beide keine Preußen, Rheinländer der eine, Sachse der andere.

Beide waren sie auch keine Anhänger der Weimarer Republik, da diese sich doch so recht tapfer als demokratischer Nachfolgestaat des Bismarck-Reiches verstand. Es entbehrt schon nicht einer gewissen Ironie, wie der Reichsfeind Adenauer den gewesenen Reichsfeind Wehner politisch boykottierte, 1953 noch.

Hat Herbert Wehner unter dieser Brückierung gelitten? Er hat uns das immer glauben machen wollen, und manche seiner Handlungen, etwa sein Festhaltenwollen an der Großen Koalition 1969, legen den Gedanken nahe. Mir scheint im nachhinein, daß er sich selber die frühere Zugehörigkeit zur kommunistischen Diktatur nie verziehen hat, und diese Gnadenlosigkeit hat er, was ja nicht schwer war, auf seine politischen Widersacher übertragen.

„Glaubt einem Gebrannten“, dieser Ausruf auf dem Godesberger Parteitag 1959 kann sich schwerlich gegen die Kommunistenfresser in den anderen Parteien richten. Er selbst fühlte sich „gebrannt“, nicht weil er der „herrschenden Klasse“ nicht, sondern weil er der KPD angehört hatte; als Helfer ihres Vorsitzenden Ernst Thälmann, als Günstling Walter Ulbrichts, als Schützling Wilhelm Piecks. Pieck, der erste Staatspräsident der DDR, und Dimitroff, der erste Mann des kommunistischen Bulgariens, haben ihm in Moskau, so sagt er selbst, das Leben gerettet.

Wir wissen bis heute wenig von dem Kommunisten Herbert Wehner, den es zwischen 1927 und 1942 doch auch gab, obwohl er sich in einer unendlichen Geschichte darüber geäußert hat. Warum ist er Kommunist geworden, er, der noch im Handbuch des ersten Deutschen Bundestages 1949 angegeben hatte, zwischen 1923 und 1927 Mitglied der SPD gewesen zu sein? 1927 war er 21 Jahre alt, und da passierte das, was er später mit einem Wehner-Lachen „ein Unglück“, „ein Malheur“ nannte.

Folgt man ihm, so hat man ihn immer nur befördert, um ihn wegzuloben oder zu bestrafen. Als er 1931 in die KPD-Zentra-

le nach Berlin geholt wurde, wo er Sekretär des Politbüros und enger Vertrauensmann von Thälmann und Ulbricht wurde, mußte er sein Mandat im Sächsischen Landtag naturgemäß niederlegen. Aber Wehner sieht das anders. Er sei als „ein gemäßregelter kommunistischer Funktionär“ nach Berlin gekommen*: „Ich paßte nicht ganz hinein, weil ich damals sicher schon zu selbständig war.“

Er paßte wohl nirgendwo ganz hinein, wurde aber immer geschützt und gefördert, ab 1946 von Kurt Schumacher, dem er den linken Flügel stark machte. Im Rückblick will es mir vorkommen, als habe er uns bald 30 Jahre seine kommunistische Vergangenheit um die Ohren gehauen, weil wir seine Sündenböcke waren, wir hatten seine Wunden zu lecken. Er hat sich an uns dafür gerächt, daß er seine Kommunistenzeit entweder nicht aufarbeiten konnte oder nicht wollte; den Rest für die Couch.

Will man den Wehner kennenlernen, der nicht entweder verblendet oder verfolgt war und auch noch kein Parteitaktiker, so muß man seine Wirksamkeit im Deutschen Bundestag zwischen 1949 und 1959 studieren, eine Zeit also, wo er weder von seinem Poltergeist noch von seinem mehr als lästigen Zukerspiegel (Wehner: „furchtbare Krankheit“), noch von natürlicher Abgebrauchtheit gekennzeichnet war.

Damals war er, und nur damals, kein „Parteitaktiker“, kein Opportunist. Damals haben ihn Leute für seine Überzeugungen gestützt und geliebt.

Solange Schumacher, sein allmächtiger Förderer, noch lebte – er starb im August 1952 –, gestattete Wehner sich keine abweichende Meinung. In den sechs Jahren bis zum Stuttgarter Parteitag der SPD 1958 drang er als Deutschlandexperte, es hat bis

zu seinem Tode keinen besseren gegeben, in den ersten Rang der Partei vor. Niemand hat den Gedanken der Wiedervereinigung machtvoller vertreten als er, der übrigens Washington und London nie besucht hat. Sein Konzept war (zu) einfach, wenn auch unreal.

Er wollte die gesellschaftlichen Verhältnisse in der Bundesrepublik wie in der DDR so verändern, daß die beiden Gebilde in einem längeren Prozeß zu einem sozialistischen, mindestens sozialdemokratisch geführten Einheitsstaate zusammenwachsen könnten. Jetzt hat sich das beschleunigt.

Das Angebot einer Überführung der Eisen- und Stahlindustrie in Gemeineigentum sollte die SED Anfang 1959 geneigt machen, Wehners „Deutschlandplan“ zuzustimmen. Der ganze Plan war fehl angelegt und konnte nicht klappen. Was tat der Mann, der sich isoliert und festgefahren hatte? Er schaltete, wie er das von der Komintern gewohnt war, übergangslos den Rückwärtsgang, ohne viel Gefühl fürs Getriebe; er hob „den Zug auf ein anderes Gleis“.

Er, für den der „altmodische Begriff der Klasse nicht überholt war“, legte sich eine neue Mode zu und förderte die Wandlung der SPD von der sozialistischen Klassen- zur pluralistischen Volkspartei (Godesberg, November 1959). Und am 30. Juni 1960 begründete er in seiner berühmtesten Bundestagsrede das Ja der SPD zur Nato; der Deutschlandplan des Vorjahres war „eine Sache der Vergangenheit“.

Aber so abrupt er die Richtung wechselte, so grob er mit seinen Gefolgsleuten von gestern umging: Er verwandte eine enorme Mühe darauf, das neue Terrain abzusichern. Und doch siegte in der gesamtdeutschen Realität die „Berliner Linie“ von Egon Bahr (Wehner: „Nationalist“), im Juli 1963 als „Wandel durch Annäherung“ vorgestellt.

Ähnlich bedeutsam war seine Rolle, als 1966 die Koalition zwischen Kanzler Erhard und dem FDP-Major Erich Mende

* Das Wort „gemäßregelt“ wird er wieder verwenden, nachdem er seinem Kanzler Willy Brandt von Moskau aus die Fähigkeit zu regieren abgesprochen hatte, mit dem bekanntesten Ergebnis.

„Er hat sich die Zugehörigkeit zur KP-Diktatur nie verziehen“

zerbrach. Damals stenographierte buchstäblich ein Mann in der SPD den Ausschlag. Ein Mann hatte es in der Hand, die SPD entweder zur Union zu führen, oder es mit der FDP zu versuchen, oder sie in der Opposition zu belassen.

Der Fraktionsvorsitzende Fritz Erler (Stellvertreter Wehner) lag todkrank darnieder. Der Parteivorsitzende Willy Brandt (Stellvertreter Wehner) hockte skeptisch und mürrisch in Berlin. Der Hamburger Innensenator Helmut Schmidt spielte mit dem Gedanken, der deutschen Industrie zu dienen. Und Wehner, an dem alles hing, erhielt gerade zu dieser Zeit die Nachricht, er sei schwer zuckerkrank.

„Ich hätte noch warten können“, hat er mir mehrmals versichert, „aber die andern konnten es nicht.“ Schon dies ist zweifelhaft. Denn Wehner wurde nicht, wie es nahegelegen hätte, Fraktionsvorsitzender, sondern Minister, gesamtdeutscher. Der „Reichsfeind“, der frühere Ulbricht-Günstling, sah sich durch die Urkunde, die ihn zum Minister machte, rehabilitiert.

Die Große Koalition war von Wehner nicht auf drei, sondern auf sieben Jahre berechnet. Niemand kann ihm das vorwerfen, man kann ihn verstehen. Er dachte in seinen Kategorien: „Ich wollte nicht wieder einen Staat mitzuverantworten haben, der eben nur von denen, die vom Stande her und von ihrer Herkunft zur Obrigkeit gehören, regiert wird.“ Wie oft hat er mich mit der Stereotype „Sie als Mitglied der herrschenden Klasse!“ angeknurr.

Gegen diese „Position links“ war nichts einzuwenden, von ihm aus nicht. Nur hatte Wehner, der Feind aller SPD-Parteitaktiker, zwischen 1960 und 1966, auf dem Wege zur Großen Koalition, die Politik als ein Spiel von „Parteitaktikern“ diskreditiert; als ein Spiel von Leuten, die nichts von dem glauben, was sie sagen, nur weil sie endlich an die Macht wollen („Keine Parteien mehr, nur noch Deutsche“). Er ließ Landkarten aufhängen, wo Deutschland in den Grenzen von 1937 abgebildet war.

Wehners Haß gegen Brandt mag auf persönliche Erfahrungen zurückgehen. Seine Wurzel hat er im Jahre 1966. Brandt, immer ein Skandinavier und Versöhnler, war gleichwohl nicht bereit, Wehners Entpolitisierung jeglicher Politik bedingungslos zu folgen.

Wieder entwarf Wehner während der Großen Koalition seine unendlichen „Perspektiven“: wie er noch zwischen 1937 und 1944 geglaubt hatte, daß Rußland seine nationale Revolution zu Ende führen und als demokratisches Land mit sozialistischen Tendenzen „eine bedeutende Stütze für alle fortschrittlichen Kräfte bilden könnte“.

So lief Wehners Uhr 1969 ab, und Brandts Stunde schlug. Vorbildlich setzte sich „Gorm Grymme“ für die von ihm nicht gewollte Koalition aus SPD und FDP unter Willy Brandt ein, als Mischnick-Zwilling und Fraktionsvorsitzender, als „Waffenmeister dieser Koalition“, so Willy Brandt.

Die Treue währte bis zu dessen phänomenalem Wahlsieg 1972, wie ihn die SPD so bald nicht wieder erleben wird.

Am Tage nach der triumphalen Wahl gab Wehner den Kanzler auf und trieb, man kann es nicht anders nennen, Verräterei. Hatte er mit prophetischem Auge erkannt, daß Brandt es nicht mehr lange machen würde, oder trieb er ohne Federlebens „self-fulfilling prophecy“? Ich weiß es nicht. Mir fiel nur auf, daß Helmut Schmidt seinen Geburtstagsartikel zum 60. seines Kanzlers persönlich bei mir im SPIEGEL vorbeibrachte – offensichtlich gut gelaunt –, und zwar am Erscheinungstag eines SPIEGEL-Titels, der, wohl oder übel, zur Denkmalsdemontage des regierenden SPD-Kanzlers beitrug.

Wehner im Januar 1983: „Ich habe jetzt zweimal Regierungen zustande zu bringen im wesentlichen bewirkt.“ Das eine Mal war 1966, und das ist unbestritten. Das zweite Mal war nicht 1969, da hat Brandt ihm zuwidergehandelt. Während

Wehner noch die FDP als „alte Pendlerpartei“ beschimpfte, telefonierte Brandt schon mit Scheel. Nein, das zweite Mal war 1974, als Wehner die Affäre Guillaume, von der er längst Kenntnis hatte, auf recht gemeine Weise instrumentierte.

Man wird nicht sagen können, daß er damals unrecht hatte. Es ging mit Brandt den Bach runter. Aber unwahrscheinlich ist, daß Brandt Kanzler geblieben wäre, wenn Wehner ihm minder brutal zugesetzt hätte. Schmidt selbst konnte die heikle Operation nicht einleiten, weil er als Nachfolger davon profitierte. Einer mußte es tun – Wehner. Nur, mußte das so unappetitlich geschehen?

„Dieser Unmensch“ ... hatte Wehner einmal zu Kanzlerzeiten über Brandt gewütet, „dieser Gigolo!“

Ich sagte ihm: „Sie sind ihm gegenüber der Unmensch.“ Schweigen, anderes Thema, aber kein Gebrüll.

Das Mißtrauensvotum im Bundestag 1972 gegen den Kanzler Brandt hat er vereitelt, so sagte er, er mit einem anderen, der nicht mehr im Parlament sei, mit Karl Wienand nämlich. Gedankt hat man es ihm natürlich nicht, schließlich war er „nicht zu den ersten gehörig, die dann begrüßt wurden“. Er hatte ja nur die Drecksarbeit gemacht, den Schmutz gefegt. Und von solcher Schmutzarbeit mußte die Regierung nichts wissen.

Man traute ihm zu, so sagte er, er mache „alles mögliche, bloß, um irgend etwas zu erreichen“. Ich bin nicht sicher, daß er diese „schmutzige Sache“ wirklich gemacht hat.

Natürlich hat er in Moskau 1973 nie gesagt, der Bundesregierung fehle ein Kopf. Vielmehr, er suche einen Kopf, der dem Kanzler, dem Wirtschaftsminister, dem Außenminister „und auch faktisch dem ganzen Kabinett“ helfen sollte, „jeweils das Kettenglied in den vor allen Dingen Wirtschaftsbeziehungen zu einem der Länder jenes Bereichs zu finden“. Eine abenteuerliche Idee. Wehner, anders als Brandt, wußte schon von Guillaume.

Wehner hatte sich zuviel erlaubt. Brandt hätte der SPD-Fraktion die Wahl stellen können, ja müssen, entweder er oder ich. Das wäre damals gar keine Alternative gewesen. Der Onkel wäre zu Recht dem Orkus der Vergessenheit anheimgefallen. Ich sagte ihm: „Der braucht doch nur mit dem Finger zu schnippen, dann sind Sie weg.“ Er antwortete ungerührt: „Ja, das weiß ich.“

Ich gestehe, daß ich diesen Onkel damals gehaßt habe. Immer noch agierte er so, als gelte es, vor der Komintern herauszufinden, wer denn nun Ernst Thälmann wirklich der Gestapo ausgeliefert habe. War es in dieser SPD nicht möglich, Machtkämpfe, die immer auch Personenkämpfe sind, auf halbwegs menschliche Weise auszutragen? Das schien damals nicht so.

Die „Troika der SPD“ nach Kurt Schumacher und seit dem Tode Fritz Erlers bestand aus drei bedeutenden Männern: Dem Alphabet nach waren es Brandt, Schmidt, Wehner. Wir sollten uns nicht den Kopf zerbrechen, wer von den dreien mehr für die politische Zivilisation dieses Landes getan hat. Auch ein schneidiger Täter, der immer den Eindruck macht, als komme er gerade von der Front, auch ein Musen-Stiefsohn kann im Gesamtkonzept ganz unentbehrlich sein. Diesen dreien hat die SPD zu danken, daß sie so lange regierte.

Die Gerichte, die Presse, die Ministerialen, die Sozialdemokraten, die Menschen überhaupt, viel taugten sie in Wehners Augen alle nicht. Sie hörten nicht mehr auf ihn, aber das geschah ihnen nur recht. Treue zu Menschen? Nein, nein, davon wollte er nichts wissen. Treue zur Sache? Ja, aber zu welcher Sache? Das Alter ist ein Schiffbruch. Und dennoch werden wir vermissen, was Wehners Trauscheingefährtin über 25 Jahre, was die Piscator-Schauspielerin und Trägerin eines SED-Nationalpreises Lotte Loebinger „seine sächsische Mundpartie“ nannte. ◀

„Er hat Drecksarbeit gemacht, er hat den Schmutz gefegt“